

REBECCA  
MAKKAI DIE  
OPTIMISTEN



ROMAN

— EISELE —

hatte nicht aufhören können, über den neunundzwanzigjährigen französischen Pressesprecher zu reden, der anscheinend die Liebe seines Lebens war.

Es dauerte lange, bis sie das Gate erreicht hatten. Er fragte sie, ob sie vorhabe, mit Richard Campo in die Museen zu gehen, und Fiona sagte, sie sei eigentlich hier, um ihre Tochter zu besuchen. Im optimistischsten Sinne stimmte das. »Und deren Tochter«, sagte sie. »Meine Enkelin.«

Er lachte und begriff dann, dass es ihr Ernst war. »Sie sehen nicht –«

»Danke«, sagte sie.

Zu ihrer Erleichterung machte es jetzt *pling*, und das Anschallzeichen ging aus. Keine Zeit mehr für den Mann, Fragen zu stellen, auf die sie keine Antworten hatte. (Welches Arrondissement? Wie alt ist das Enkelkind? Wie heißt es?)

Noch war nicht genug Platz im Gang, um aufzustehen. »Ihre Brieftasche könnte nicht in Ihrem Koffer sein, oder?« Sie zeigte auf die Gepäckfächer über ihnen.

»Den hab ich aufgegeben.«

Sie glaubte ihm jetzt etwas mehr, aber nicht genug, um ihm Geld anzubieten. Sie sagte: »Sie können bei mir im Taxi mitfahren, falls Ihnen das hilft.«

Er grinste; seine Zähne waren schön – rechteckig und weiß. »Eine Mitfahrgelegenheit ist das Einzige, was ich habe.«

Endlich war der Gang frei, und sie stand auf. Ihre Knie knackten. Sie sagte: »Viel Glück.« Und obwohl er nicht wissen konnte, wie sehr sie es brauchte, sagte er: »Gleichfalls.«

Sie wuchtete ihren Handgepäckkoffer herunter. Vor den pillenförmigen Fenstern ging eine pinkfarbene Sonne auf.

# 1985

Erleichtert sah Yale ein Auto die Belden Avenue entlangrumpeln. Jemand schloss die Eingangstür des Hauses gegenüber auf.

Wenn er sich beeilte, wäre er in einer halben Stunde zu Hause – aber er ging so langsam wie möglich. Er wollte nicht in eine leere Wohnung kommen oder, schlimmer noch, Charlie dort antreffen und von ihm erfahren, was für ein schreckliches Ereignis sie alle aus dem Haus getrieben hatte. Ein Notruf, ein weiterer Todesfall. Vielleicht hatten sie den Fernseher eingeschaltet, Nachrichten aus Russland gesehen, irgendetwas derart Alarmierendes, dass jeder sofort nach Hause geeilt war, um Vorkehrungen zu treffen.

Er bog in die Halsted Street ein: ein langer, gerader Weg bis zu seinem Bett. Er blieb vor Schaufenstern stehen und wartete bei Rot, selbst wenn die Straße frei war. Andere Fußgänger überholten ihn. Vielleicht würden ja seine Freunde gleich hinter ihm auftauchen, die eine Kneipentour machten und sich schon gefragt hatten, wo er denn blieb.

Er ging viel weiter als nötig, bog nicht in seine Straße ein. Schaute in jede Kneipe, an der er vorbeikam – machte die Tür auf, wenn die Fenster verspiegelt oder schwarz angestrichen waren –, und suchte den Raum nach Charlie, nach Fiona, nach irgendeinem der anderen ab.

In einer feuchtkalten Gasse lehnte ein Mann an einem Zigarettenautomaten, die Hand am Hosenschlitz. »He«, sagte er. Er war stockbesoffen, seine Aussprache voller Speichel. »He, Süßer. Ich hab einen Job für dich.«

In der nächsten Kneipe, die praktisch leer war, lief im Fernsehen anstelle von Pornos oder Musikvideos aus irgendeinem Grund *60 Minutes*. Die tickende Riesenstoppuhr. Kein Atomkrieg, wenigstens das. Keine Eilmeldungen.

Yales Beine waren inzwischen müde, und es war spät. An der Polizeiwache machte er kehrt und lief auf der anderen Straßenseite zurück bis zur Briar. Er bog ab und schaute, ob in der obersten Etage des dreistöckigen Hauses Licht brannte. Alles dunkel.

Anstatt hineinzugehen, setzte er seine langsame Wanderung fort, anderthalb Blocks Richtung Osten bis zu dem kleinen blauen Haus mit den schwarzen Fensterläden und der

glänzenden schwarzen Tür. Die meisten Häuser in dieser Straße waren so groß wie die marode einstige Villa, in der sich Yales und Charlies Wohnung befand, doch dieses kleine Haus, zwischen Steinriesen eingequetscht, hatte es Yale immer schon angetan. Kompakt, hübsch und nicht zu prächtig, weswegen er, seit das »Zu verkaufen«-Schild davor stand, die verrückte Frage mit sich herumtrug, ob er und Charlie es sich nicht vielleicht leisten könnten. Wer kaufte sich schon ein Haus? Aber vielleicht wäre es ja möglich. Ein kleines Stück der Stadt zu besitzen, etwas zu haben, das ihnen gehörte, wo niemand sie unter irgendeinem Vorwand vor die Tür setzen konnte – das wäre doch was. Vielleicht würden sie damit einen Trend setzen! Wenn Charlie es machte, würden andere Männer, die es sich leisten konnten, nachziehen.

Er drehte sich um. Kein Charlie, keine Horde betrunkenen Feiernder. Hier konnte er genauso gut warten wie irgendwo anders. Jedenfalls besser als in der leeren Wohnung. Er trat näher an das Schild heran, um nicht den Eindruck zu erwecken, er schnüffele herum.

Sie könnten hier Partys geben, die Leute könnten zum Rauchen und Reden auf die Veranda kommen, sich zwischendurch noch ein Bier aus der Küche holen und sich damit auf eine große Holzschaukel setzen.

Plötzlich hätte er am liebsten nach Charlie gerufen, seinen Namen so laut in die Stadt hinein gebrüllt, dass sie es alle hören würden. Er stemmte einen Fuß fest auf den Boden, atmete durch die Nase und betrachtete das schöne Haus.

Er könnte sich die Nummer des Maklers einprägen – die drei letzten Zahlen waren alles Zweien – und in den nächsten Tagen dort anrufen. Dann wäre dies nicht nur der Abend, an dem sie nicht an Nicos Trauerfeier teilgenommen hatten, der Abend, an dem Yale so entsetzlich einsam gewesen war, sondern auch der Abend, an dem er das Haus gefunden hatte.

Es wurde allmählich kalt. Er machte kehrt und ging nach Hause. Alles war dunkel und still, trotzdem schaute er im Schlafzimmer nach. Leer, die blaue Steppdecke auf Charlies Bettseite ein unordentlicher Haufen. Er schrieb die Nummer des Maklers auf, bevor er sie wieder vergaß.

Es war sieben Uhr, was seinen knurrenden Magen erklärte. Er hätte sich vorhin in Richards Haus an den liegengelassenen Hors d'oeuvres sattessen sollen.

Und plötzlich hatte er eine neue Theorie: Lebensmittelvergiftung. Ihm war doch auch ein bisschen schlecht gewesen. Womöglich hatte es alle anderen härter getroffen, sodass sie samt und sonders ins Krankenhaus fahren mussten. Es war die erste einleuchtende Geschichte, die ihm einfiel. Er beglückwünschte sich selbst dazu, keins der russischen Eier genommen zu haben, als sie ihm angeboten worden waren.

Er machte sich ein dickes Käsesandwich – je drei Scheiben Provolone und Cheddar, süßer Senf, Salat, Zwiebeln, Tomaten, Roggenbrot –, setzte sich aufs Sofa und biss

hinein. Dies war eine bessere Version der Sandwiches, von denen er als Student in Michigan gelebt hatte, wo man den Burger-Belag in der Campus-Cafeteria – einschließlich des Käses – umsonst bekam. Jeden Morgen hatte er sich zwei Scheiben Brot in den Rucksack gesteckt, um sie mittags üppig zu belegen.

Er rief Charlies Mutter an. Teresa kam aus London – Charlies leicht verblasster Akzent hatte bei ihr eine herrlich starke Ausprägung –, lebte jetzt aber in San Diego, trank Chardonnay und ging mit alternden Surfern aus.

Sie sagte: »Wie geht es dir!« Und er erkannte an ihrem leichten, überraschten Ton, dass Charlie sie nicht aus dem Krankenhaus oder einer Gefängniszelle angerufen hatte.

»Gut, gut. Der neue Job ist perfekt.« Es war nicht ungewöhnlich, dass Yale Teresa unabhängig von Charlie anrief. Sie war, wie sie wusste, im Grunde genommen die einzige Mutter, die er hatte. Yales leibliche Mutter war eine ehemalige Kinderschauspielerin, die sich im kleinstädtischen Michigan niederzulassen versucht, es aber nicht lange ausgehalten hatte; als Yale drei war, hatte sie sich davongemacht, um wieder zu schauspielern. In seiner Kindheit hatte er sie oft heimlich im Fernsehen gesehen, zuerst in *The Guiding Light*, dann in *The Young and the Restless*, wo sie noch heute gelegentlich auftrat. Die Figur, die sie spielte, schien für die Haupthandlung inzwischen zu alt zu sein, aber der Sohn ihrer Figur, der tatsächlich ein wenig wie Yale aussah, stand noch im Zentrum der Geschichte, und so kehrte sie, wenn er gekidnappt wurde oder Krebs hatte, immer mal wieder vor die Kamera zurück, um zu weinen.

Seit dem Tag, an dem sie gegangen war, hatte Yale seine Mutter genau fünf Mal gesehen, immer dann, wenn sie mit verspäteten Geschenken für verpasste Feste durch die Stadt gerauscht kam. Sie ähnelte ihren Serienfiguren: unnahbar, maniert. Zuletzt hatte sie ihn an seinem vierzehnten Geburtstag besucht. Da war sie mit ihm Mittagessen gegangen und hatte darauf bestanden, dass er sich zum Nachtschinken einen Milkshake bestellte. Yale war pappsatt, aber sie beharrte so vehement darauf, dass er nachgab und sich anschließend wochenlang fragte, ob sie ihn zu dünn fand oder ob es ihr wirklich wichtig war, ihrem Sohn etwas Süßes zu spendieren, etwas, das ihn glücklich machen würde. Es hatte ihn nicht glücklich gemacht, und bis heute konnte Yale an keinen Milkshake denken, ohne die roten Fingernägel seiner Mutter nervös auf die Tischplatte trommeln zu sehen, den einzigen Teil ihres Körpers, den sie nicht vollständig unter Kontrolle hatte. »Es wird so *interessant* sein, zu sehen, was aus dir wird«, sagte sie an jenem Tag zu ihm. Als er zwanzig wurde, schickte sie ihm einen Scheck über dreitausend Dollar. Als er dreißig wurde, nichts. Teresa dagegen kam nach Chicago geflogen und lud ihn zum Essen ins *Le Français* ein, was sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Teresa schickte ihm des Öfteren auch Zeitungsausschnitte, Artikel, die von Kunst oder

Schwimmen oder Asthma oder den Cubs handelten, was immer sie gerade an Yale hatte denken lassen.

»Erzähl«, sagte Teresa. »Du umgarnst da die reichen Leute, oder?«

»Zum Teil. Wir sind dabei, die Sammlung aufzubauen.«

»Du weißt, wie charmant du bist. Und damit meine ich nicht aalglatt. Du hast den Charme eines Welpen.«

»Wuff«, machte er und lachte.

»Ach, Yale, du musst lernen, Komplimente anzunehmen.«

Er schaffte es, sie zwanzig Minuten am Telefon zu halten, indem er ihr von den Galerieräumen erzählte, den Spendern, der Universität. Sie wiederum berichtete, dass die Kaninchen an ihren Salat gegangen seien oder *wer auch immer*, aber so etwas machten doch meistens Kaninchen, oder? Yale fuhr mit dem Staubtuch über den Fernseher, die Bilderrahmen, den antiken Rasierspiegel, der im Bücherregal stand, die Holzkiste mit der Murmelsammlung aus Charlies Kindertagen.

Sie sagte: »Dieses Telefongespräch kostet sicher ein Vermögen. Ist Charlie da?«

»Nein, er ist unterwegs«, sagte Yale so lässig wie möglich.

»Na gut. Sag ihm, soweit seine alte Mutter sich erinnert, hatte sie zwei Söhne, und von dem, den sie zur Welt gebracht hat, hat sie wochenlang nichts gehört.«

»Wir lieben dich, Teresa«, sagte er.

Es war mitten in der Nacht, das merkte Yale, ohne sich zum Wecker umzudrehen, als er erst die Tür und dann den Kühlschrank aufgehen hörte und durch die Augenlider das Flurlicht sah. »Charlie?«, sagte er.

Als keine Antwort kam, setzte er sich auf und schwang die Füße über den Bettrand. Und da war Charlies Silhouette, am Türrahmen lehrend. Betrunkener.

Yale hätte gebrüllt, wenn er wacher gewesen wäre, doch es gelang ihm kaum zu sprechen. »Was ist verdammt noch mal passiert?«

»Das Gleiche könnte ich dich fragen.«

»Nein, könntest du nicht. Könntest du nicht. Ich gehe – ich gehe für fünf Minuten nach oben. Wie viel Uhr ist es überhaupt, Mann?« Er packte den Wecker, drehte die roten Zahlen zu sich: 3:52. »Was hast du *gemacht*?«

»Ich bin danach noch weggegangen.«

»Wonach?«

»Nach der Razzia.«

»Es – die Bullen sind gekommen?« Das war sein erster Gedanke gewesen, aber er hatte ihn so schnell verworfen.

»Was? Nein. Nachdem wir in Nicos Wohnung waren.«